

Vortrag von Mohammed Jouni

**„Zwischen Selbst- und Fremdbestimmung im Kontext von
Unterstützungsstrukturen“**

Tagung des BumF am 18. Mai 2016 in Hofgeismar

Sehr geehrte Damen und Herren,

liebe Mitglieder des BumF,

Ich freue mich, dass ich angefragt wurde, über dieses Thema zu referieren, denn das ist ein Themengebiet, das mich seit Ewigkeiten beschäftigt und die Vorbereitung auf den Vortrag hat mich dazu gebracht, auch für mich zu überlegen, was es für mich bedeutet unterstützt zu werden und auch zu unterstützen, und das im Kontext von Selbst- und Fremdbestimmung.

Ich werde meinen Vortrag heute sehr viel an meinen persönlichen Erfahrungen und Begegnungen aufbauen und deswegen erhebe ich natürlich nicht den Anspruch, dass das vollständig und perfekt ist. Ich möchte gerne auch mit Ihnen am Ende diskutieren und reflektieren.

Zunächst zu meiner Person: Ich bin Mohammed Jouni, bin 30 Jahre alt, seit über 10 Jahren engagiere ich mich bei JOG und bin seit dem letzten Jahr im Vorstand des BumF. Vor vielen Jahren bin ich als unbegleiteter minderjähriger Flüchtling mit meinem Bruder in Berlin angekommen und meine Familie kam später aus dem Libanon nach.

Wir haben einen Asylantrag gestellt, der nach circa 5 Jahren abgelehnt wurde und wir bekamen den Status der Duldung.

Sowohl im Asylverfahren als auch später als Geduldeter hat mich mein Status wenig interessiert, es sei denn, es ging um eine Klassenfahrt, bei der ich nicht mitmachen durfte, oder die halbjährliche Verlängerung oder wenn Schulfreunde mich besuchen wollten im Heim und ich immer wieder Lügen erfunden musste, warum dies nicht geht. Mal war es die kranke Mutter und mal war es keine Zeit.

Die Statusfrage wurde für mich dann interessant als ich kurz vor dem Abitur merkte, dass viele meiner Mitschülerinnen anfangen, sich zu bewerben, Lebensläufe zu schreiben oder ihre Auslandsaufenthalte zu planen. Also rief ich beim Flüchtlingsrat an und sie verwiesen mich auf eine Beratungsstelle in Berlin, das BBZ.

Ich ging dahin und traf da auf einen Sozialarbeiter, der mir relativ schnell klar machte, dass NICHTS möglich ist nach der Schule. Das hat mich schockiert und ich wusste nicht, wie ich damit umgehen soll. Er machte aber klar, dass das nicht seine Position ist und was er davon hält. Das hat zur Vertrauensbildung sehr viel beigetragen.

Nach dem Schock erfuhr ich dann auch, dass eine Gruppe von jungen Menschen, die ähnliche Erfahrungen und Probleme haben, sich in dieser Beratungsstelle treffen und Aktionen planen.

Ich schloss mich an und wir trafen uns regelmäßig, tauschten uns aus, besprachen unsere Probleme und planten Aktionen. All das geschah unter An- und Begleitung des Sozialarbeiters. Mir wurde im Verlauf vieles klar:

Rassismus, strukturelle Diskriminierungen und Benachteiligungen, die ich für „normal“ hielt und möglicherweise als gerechte Strafe für mein Flüchtlingsdasein betrachtete, wurden plötzlich in einen Kontext gesetzt und all diese Erfahrungen erhielten Namen und Begriffe. Und gleichzeitig erfuhr ich, dass das nicht mein individuelles Problem ist, sondern ein Problem vieler Menschen. Jungs und Mädchen, weiße und schwarze, Moslems und Christen, Araber, Afrikaner und Asiaten. Für die Ausländerbehörde waren wir alle eins: Geduldete und die müssen weg.

Übrigens war eins der aller ersten Sachen, die ich mit der Gruppe organisierte, ein Rassismus-Wochenendseminar mit Sanchita von Reachout. Das hat mich so fasziniert und begeistert, dass ich mehr erfahren wollte. Und wir in der Gruppe haben uns alle geöffnet und teils sehr peinliche oder tabuisierte Erfahrungen ausgetauscht und Handlungsstrategien durchgespielt.

Und das war der Anfang meines politischen Engagements. Ich werde in meinem Vortrag sehr viel über Soziale Arbeit sprechen, denn Selbstorganisation und Jugend-Sozialarbeit sind für mich untrennbar.

Aus meinen Erfahrungen sind selbstorganisierte Strukturen besonders bei Jugendlichen und Heranwachsenden ohne eine politische, reflexive, kritische, partizipative und empowernde Jugendsozialarbeit nicht möglich.

In der Retrospektive kann ich das wie folgt analysieren:

Der Sozialarbeiter, zu dem ich gegangen bin, sprach genauso wie ich deutsch und arabisch und hatte selbst eine Fluchtgeschichte. Er hat auch im Heim gelebt, besaß auch mal eine Duldung. Die Scham, darüber zu sprechen, war sehr gering. Das bedeutet natürlich nicht, dass jeder Sozialarbeiter zuerst eine Flucht durchleben muss, um seine Arbeit gut zu machen. Aber, und der Begriff ist gestern auch gefallen bei der Diskussion, LEBENSREALITÄT. Er wusste genau, wovon ich spreche und andere können das auch gut wissen, nur müssen sie sich mit dem Thema und mit der Spezifität und der Komplexität dieses Thema sehr gut auseinandersetzen.

Eine weitere Erfahrung mache ich zum Beispiel mit Betreuern und Ehrenamtlichen, die sich leider wenig mit der Lebensrealität der unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge beschäftigen. Sie kämpfen und kämpfen, telefonieren und schreiben, um dem Jugendlichen einen Ausbildungsplatz zu organisieren und kurz darauf bricht der Jugendliche die Ausbildung oder die Schule ab.

Der Ärger und die Frustration sind groß, und das auf beiden Seiten. Natürlich ist ein Abbruch nie monokausal, aber eine Ursache, die sehr oft vernachlässigt wird, ist, dass in der Schule oder in der Ausbildung wenig bis gar kein Geld verdient wird, und aus Scham oder Skepsis wird diese Tatsache nicht erzählt.

Die Kinder haben oft ganz klare Aufträge von ihren Eltern und Verwandten. Unter anderem, dass sie Geld verdienen sollen, die Schulden abbezahlen und die Familie finanziell unterstützen sollen. Natürlich heißt das in der Konsequenz nicht, dass ich als Sozialarbeiter das akzeptieren muss, aber ich muss das wissen und kennen, um überhaupt daran arbeiten zu können und dann den Ansatz machen zu können, von der Sinnhaftigkeit der Schule oder der Ausbildung zu überzeugen.

Und das ist eine Kernaufgabe der Sozialen Arbeit. Denn junge Geflüchtete sind darauf angewiesen, dass ihre Unterstützer sie begleiten sowohl bei der Identifizierung ihrer Probleme als dann auch bei der Lösungsfindung. Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge sind noch lange keine Experten, nur weil sie Flüchtlinge sind. Und nicht all ihre Lösungsansätze sind realistisch, sinnvoll oder praktisch umsetzbar.

Und auch wir von Jugendliche ohne Grenzen (JOG) waren nicht von heute auf morgen EXPERTEN.

Aus der Gruppe, die sich in Berlin vor über 10 Jahren gebildet hat, ist inzwischen eine bundesweite Bewegung geworden mit vielen lokalen Strukturen. Wir organisieren jährlich parallel zur Innenministerkonferenz eine Konferenz für circa 100 Jugendliche mit Workshops und Öffentlichkeitsarbeit, wir bieten Workshops und Fortbildungen an, werden zu Anhörungen eingeladen. Wir pflegen gute Beziehungen zur Kultusministerkonferenz und haben das Thema in vielen Schulen und Hochschulen gesetzt, bieten in NRW Sprachkurse für Menschen aus sicheren Herkunftsländern an und betreiben eine Homepage und eine Facebook Seite mit über 16.500 Fans.

All das kam, weil wir Menschen und Organisationen zur Seite hatten, die bereit waren und sind, uns einen Zugang zur machtvollen Werkzeugkiste zu ermöglichen. In dieser Kiste befindet sich nämlich:

Expertise zu den Verfahren, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Unterstützung bei Finanzanträgen. Die Frage der Zuständigkeiten in der Politik und der Verwaltung, Teambildung, Umgang mit Medien und und und...

Und da stellt sich für mich die Frage, wie weit kann und möchte jemand den Zugang zu dieser Kiste ermöglichen und damit möglicherweise riskieren, weniger Macht ausüben zu können und sich in bestimmten Bereichen auch langfristig überflüssig zu machen.

Und so mussten wir auch bei JOG Schritt für Schritt die ERWACHSENEN bitten und vielleicht manchmal auffordern einen Schritt zurück zu treten, um dann später zu beweisen: ja wir bekommen das hin, aber es tut auch gut zu wissen, dass im Falle eines Scheitern jemand da ist, der uns auffängt und bei Fragen zur Seite steht.

Und das hat viel mit der eigenen Haltung und der Eigendefinition als Sozialarbeiter zu tun.

Sehe ich Menschen als Opfer, die ich beschützen muss und denen ich ständig die Welt erklären muss, oder bin ich auch bereit den teils schwierigeren aber spannenderen Weg zu gehen und erstmal davon auszugehen, dass diese Menschen Ressourcen haben und ich ihnen auch Aufgaben zutrauen kann und auch von ihnen lernen kann. Das erfordert, dass die Jugendarbeit jenseits der formalen Systeme von Schule und Jugendhilfe Räume und Rahmenbedingungen schafft, um die Selbstwirksamkeit von jungen Menschen zu stärken.

Beispiel JOG:

Bei uns werden die Menschen in den ersten Malen bei Pressegesprächen so miteinbezogen, dass sie selbst beim ersten Mal nur zuschauen, dann punktuell mitmachen und sie dann irgendwann selber führen. Das setzt dann auch gute Vorbereitung und Begleitung voraus, denn man kann Menschen nicht wie es heute bei ganz vielen Tagungen der Fall ist, einfach aus dem Heim holen und auf das Podium setzen, als Feigenblatt benutzen und dann sagen wir haben Jugendliche beteiligt. Das ist keine Beteiligung, das ist gefährlich und erniedrigend. Aber bei solchen Tagungen heißt das zum Beispiel PARTIZIPATION. Das ist erniedrigend, weil das mit Sprechen auf Augenhöhe nichts zu tun hat. Nur weil ich da vorne irgendwo sitze und einen Honorar für meine Teilnahme bekomme, heißt das nicht, dass ich mit jemanden gleichgestellt wurde, denn mir fehlen Instrumente und Kenntnisse und das bedeutet Macht.

Und hier brauchen wir einen Paradigmenwechsel: Vom abhängigen Opfer zum handlungsfähigen Akteur.

Aufgrund der schwierigen Situation, in der sich junge Flüchtlinge in Deutschland befinden, werden in der Wissenschaft sowie in der Praxis zumeist ihr Schutzbedürfnis sowie ihre (institutionelle) Abhängigkeit in den Vordergrund gestellt. In der Regel werden sie als besonders verwundbare,

passive und schutzlose Personengruppe wahrgenommen und dargestellt, deren Interessen es durch Pädagogen und andere Fachleuten zu vertreten gilt.

Oft gerät dabei in den Hintergrund, dass diese Jugendlichen nicht allein Opfer, sondern ebenso kompetente und aktiv handelnde Menschen mit vielfältigen Ressourcen sind.

Jugendliche, die längere Zeit in Kriegs- oder Krisengebieten verbracht haben, entwickeln oft eigene Schutzmechanismen und Bewältigungsstrategien. Dem Paradigma von Verletzlichkeit und Ohnmacht stehen dabei Erfahrungen von Selbstschutzstrategien, Überlebenskompetenz und Anpassung entgegen.

Junge Flüchtlinge als Agenten mit aktiver Handlungskompetenz, Fähigkeiten und Kapazitäten anzuerkennen und sie in Problemlösungsprozesse mit einzubeziehen sollte das gesamte Handeln von Jugendsozialarbeit prägen und leiten. Deswegen verstehen wir Partizipation als mehr als eine Veranstaltung oder eine Abfrage oder ein Projekt.

Ich möchte Ihnen zwei Projekte vorstellen, bei denen es einmal gut und einmal sagen wir mal weniger gut verlief.

Das erste war ein Videoprojekt, übrigens das meiste was es zurzeit gibt. Es haben sich ein Filmemacher und ein Sozialarbeiter was Nettes überlegt und Anträge gestellt und kamen auf uns zu und es klang alles ganz nett. Filme machen. Klingt super.

Uns wurde schnell erklärt, dass für dieses Projekt viel Geld investiert wurde, 20.000 Euro. Teure Kamera, Honorare, Softwarelizenzen, und und und...

Es war alles schon durchkonzipiert, wann, wo und wie oft etwas stattfindet. Es fing schon damit an, dass wir lernen sollten wie man Drehbuch schreibt, schneidet etc. Darauf hatten die wenigsten Bock. Wir wollten nur spielen und Drehen. Das war nicht möglich. Wir wollten Szenen aus unserem Leben spielen, das ging nicht. Das Schneiden ging nur mittags, wo sich fast alle in der Schule befanden. Also schnitten widerwillig nur die, die nicht zur Schule gehen.

Am Ende waren alle frustriert und genervt, ein Film musste den Geldgebern gereicht werden und alle hatten keine Lust.

Ein anderes Beispiel war unsere Theaterinszenierung zum Geburtstag des Berliner Flüchtlingsrat. Wir wollten gerne bestimmte satirische Szenen schreiben und spielen, ein Theaterpädagoge bat uns Unterstützung an, die Theaterräume standen bis abends zur Verfügung. Bei der Aufführung kamen über 300 Personen und fanden das Ganze auch sehr gut. Übrigens habe ich damals Angela Merkel gespielt. Das hat auch riesen Spaß gemacht.

Das Ganze hat nicht einmal viel Geld gekostet und bis heute erinnern sich alle gerne daran.

Ich komme zum Schluss mit einem Appell:

Nach solche Konferenzen und Tagungen kommen oft Menschen zu mir und fragen mich:

Ich habe ein paar Jugendliche in der oder der Einrichtung, kann ich sie zu euch schicken?

Prinzipiell finde ich das gut, dennoch möchte ich betonen, dass das nicht unser Ziel ist. Wir sind kein Verein, der auf Mitgliederakquise ausgerichtet ist, um groß zu werden. Für uns ist es wichtig, dass Sie und ihr, die tagtäglich mit den Jugendlichen zu tun haben, vor Ort und lokal die Menschen aktivieren, sie einbinden und sie dann zu Experten machen. Wir kommen gerne zu Ihnen und wir können uns

gemeinsam überlegen, wenn zum Beispiel in der Nähe eine etwas größere Gruppe verortet ist, ob es nicht eine Zusammenarbeit geben kann.

Ich möchte abschließen mit einem Vergleich von unserer Landeskoordinatorin in Hessen Frau Irmela Wiesinger:

Was haben Pipi Langstrumpf und junge Flüchtlinge gemeinsam?

- Viel gereist
- Eltern sind nicht präsent
- Manchmal eigensinnig
- Viele Überlebensstrategien und Ressourcen
- Können Erwachsene an ihre Grenzen bringen
- Brauchen einerseits Hilfe von Erwachsenen, aber einfache Antworten greifen nicht

